

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 5 (1962)

Artikel: Begegnungen in Herzogenbuchsee

Autor: Roth, Helene

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BEGEGNUNGEN IN HERZOGENBUCHSEE

HELENE ROTH

I.

In meinem alten, von mir noch in meiner Welschlandzeit angefangenen Notizbüchlein steht:

8 octobre 1905 «Conférence à Herzogenbuchsee, donnée par Mlle Bögli sur son voyage en Australie et Neuseeland. Excessivement intéressant. C'est une femme qui a de la volonté et qui, grâce à elle, est arrivée à ce qu'elle est devenue. Suivre l'instinct du premier moment est sa devise. Souper chez Madame Amélie Moser-Moser qui m'est très sympathique.»

Bei dieser meiner ersten Begegnung mit den zwei bedeutenden Frauen ging ein anregender Funke auf mich über, der mir half, einen Winter lang, jeden Morgen von 5—7 Uhr die an der école supérieure de Morges begonnene Shakespearelektüre fortzusetzen.

Wenn ich heute zurückblicke, so sehe ich die drei mir damals gegenüberstzenden Gestalten vor mir im heimeligen Moserschen Haus an der Bernstrasse, dem 1794 von Rudolf Moser erbauten «Neuhaus».

Da war die aufrechte Erscheinung der in den Sechzigerjahren stehenden Frau Amelie Moser, die ihr schwarzes Witwenkleid nie ablegte. Sie gehähte an einen dunkeln Bergkristall von seltener Reinheit und Einmaligkeit, wie dieser aber auch irgendwie kühl und unnahbar und in den scharfen Kanten fast abweisend.

Beugte sich aber die hohe Gestalt zu der kleinen, zierlichen damals 47jährigen Lina Bögli, so ging ein gütig anerkennender Zug über das sonst so verschlossene Gesicht. Frau Moser hatte einst der bildungshungrigen Oschwander Bauerntochter, der «Kinderbonne von Neapel», geraten, mit ihren Ersparnissen an der école supérieure in Neuchâtel die vernachlässigten Schulkenntnisse nachzuholen. Mit sichtlicher Genugtuung sah Frau Moser offenbar an jenem Abend die Früchte, die der weise Rat getragen.

Von Lina Bögli behielt ich den Eindruck einer selten intelligenten, in ihren Entschlüssen unbeirrbaren Persönlichkeit von jener Sicherheit wie sie oft kleinen, wohl proportionierten Menschen eigen ist.

Zwischen den zwei aussergewöhnlichen Frauen wirkte Fräulein Amy Moser, die Tochter von Frau Amelie, in ihrer Natürlichkeit und entgegenkommenden Herzlichkeit an jenem frostigen Herbstabend wie ein erstes liebes Weihnachtslicht. Das war sie auch, kam sie doch am 22. Dezember zur Welt, allerdings im fernen Indien, wo keine Weihnachtsbäume wachsen.

II.

Vor mir liegen alte Briefe meiner Grossmutter Nanette Roth-Moser¹, Wangen a. A., 1812—1846, an Frau Amelie Moser-Gugelmann, Herzogenbuchsee, 1808—1881. Die letztere war die Gattin des Samuel Friedrich Moser, 1809—1891, und Mutter der Frau Amelie Moser-Moser, 1839—1925. Meine Grossmutter war die Cousine ihres Vaters, Freundin ihrer Mutter und ihre Taufpatin.

In einem Brief vom Silvesterabend 1842 steht: «Wie wohl ist uns, wenn wahre Freunde Theil an allem uns Betreffenden nehmen, besonders ich fühle das doppelt, denn kein Schwestern-, kein Bruderherz kann Freud und Leid mit mir teilen ... wie tief empfinde ich jetzt noch den grossen, unersetzblichen Verlust ... Nie werde ich Eurer vergessen, o liebe, liebe Seelen. Deiner lieben Amelie, «herze mein liebes Gotteli», füge ich ein ganz bescheidenes Neujahrsgeschenk bei mit den innigen Wünschen, dass sie zu Euer aller Freude heranwachsen möge.»

Wie viel helfende Liebe muss demnach schon Frau Amelie Mosers Mutter von Buchsi bis hinüber nach Wangen ausgestrahlt haben.

Sie war die Tochter des allgemein verehrten Arztes Dr. med. Rudolf Gugelmann in Attiswil, dem es während einer Typhusepidemie im Jahre 1820 gelang, alle seine Patienten in Attiswil und Umgebung am Leben zu erhalten. Einzig an sein Haus klopfte der Tod und raubte ihm von seinen sieben Kindern die Mutter, zwei Knaben von acht und zehn Jahren und ein Knäblein von 3 Monaten.

In diese unersetzbliche Lücke trat als Trost des Vaters die 12jährige Amelie Gugelmann. Sie nahm sich mit rührender Fürsorge ihres Brüderchens an, half dem Vater in der Apotheke, schaute nach den Heilkräutern im Garten,

dörzte Kräuter und Latwergen, die Frauen und Kunden vom Berg ins Doktorhaus brachten. So entwickelte sich das junge Mädchen zu einer tätigen, praktischen Natur, die Liebe und Vertrauen in allen Herzen weckte, die Trost, Rat und Hilfe in ihres Vaters Haus suchten. Wie gut war sie vorbereitet für ihre kommende Aufgabe als Mutter von 12 Kindern².

Im April 1836 holte sich Samuel Friedrich Moser dieses Kleinod als Gattin nach Herzogenbuchsee. Im selben Jahr starb Dr. Gugelmann an einer Lungenentzündung, die er sich auf der Praxis im Berg geholt hatte.

Samuel Friedrich Moser, 1809—91, hatte als Knabe eine Privatschule besucht, die unter der Leitung des Abtes von Sankt Urban stand. Darauf kam er für zwei Jahre ins Zimmerlische Institut nach Vordemwald, daran anschliessend noch einmal zwei Jahre ins Institut Jacot in St. Blaise. Dort wurden die Buben auf weiten Ausflügen für die Schönheiten der Natur und des Vaterlandes begeistert.³ Von Samuel Moser hat sich ein Aufsatz über eine Reise ins Oberland erhalten.

Zu Hause erwartete den jungen Mann eine strenge Lehrzeit unter seinem ältern Bruder in dem 1720 gegründeten Moserschen Bandwarengeschäft. Bei dem schlechten Zustand der Nebenstrassen machte Samuel Moser die Geschäftsreisen oft zu Pferd. Die Musterkollektion in Rosshaar spitzen und langen Bändern zur Bernertracht wurde in einer Tasche neben Geldkatze und Pistole am Sattel befestigt. Das Handelshaus Moser hatte einen guten Namen und war regelmässig an den Herbstmessenen von Bern und Zurzach vertreten. In Bern mietete die Firma zu diesem Zweck ein eigenes Magazin.

III.

In jener ruhigen Zeit nach dem Ende der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege, Zeit Pestalozzis und Fellenbergs, die Jacob Burckhardt für eine der glücklichsten der Schweiz hielt, kam der 28jährige Albert Bitzius als Vikar 1824 ins Pfarrhaus von Herzogenbuchsee. Gerne wäre er in Utzenstorf, im vertrauten Pfarrhaus, in der Gemeinde, wo er seine Jugend verlebt, seines Vaters Nachfolger geworden. Aber es fehlten ihm die nötigen Vikariatsjahre, sodass an seiner Stelle Ludwig Fankhauser-Roth, sein Stubengenosse von Göttingen, Pfarrer in Utzenstorf wurde.

In Herzogenbuchsee, in den «Dörfern», wie die Emmentaler diesen oberaargauischen Landesteil gerne nennen, lagen Bitzius ganz im Sinne Pestaloz-

zis vor allem die Schulverhältnisse am Herzen. Schon im ersten Jahr konnte er in Inkwil ein neues Schulhaus einweihen und die erste Kinderlehre darin abhalten. Fünf Jahre lang ist Bitzius durch die weite Kirchgemeinde gegangen, hat im grossen Gotteshaus auf dem Hügel gepredigt und ist droben auf den Höfen den «freiherrlichen» Bauern in «altadeliger Ehrbarkeit und patriarchalischer Gastlichkeit» begegnet — die, wie die Friedli im nahen Brechershäusern, über den Rhein hinaus den wandernden Handwerksburschen bekannt waren, weil sie keinen ohne einen Zehrpfennig entliessen.

Vor einem Haus in Niederönz fand Bitzius einen Bauern, der eben eine Sonnenuhr machte. Es war Joseph Burkhalter, Fluhsepp genannt, ein einfacher Bauer und späterer Amtsrichter, der Jakob Böhmes, Jung Stillings und Lavaters Schriften las. Er wurde des Vikars vertrauter Freund, den dieser öfters aufsuchte, um unter schattigen Bäumen von weltlichen und göttlichen Dingen zu plaudern.

Bitzius pflegte überhaupt gerne die Geselligkeit. Er gründete in Herzogenbuchsee einen Gesangverein und Kirchenchor und verkehrte oft im «Kreuz», dem obern Wirtshaus mit dem in Solothurnstein gehauenen Wappen der Familie Scheidegger. Hier mag ihm erstmals der Gedanke gekommen sein, welche Bedeutung im richtigen Geist geführte Wirtshäuser als Kulturzentren haben können. In freien Stunden ritt er oft auf die Jagd an den Inkwiler- oder Aeschisee, auch weiter über die Aarebrücke von Wangen hinauf zur Jurahöhe. Im Silvestertraum von 1827 schildert er die uns allen so vertraute Aussicht.

Bitzius hatte mit dem Oberamtmann, dem in Wangen als Gründer der Ersparniskasse und Talkäserei verehrten Rudolf Emanuel Effinger von Wildegg, allerlei amtliche Späne, zuletzt in einer Schulfrage. Auf eine Eingabe an Schultheiss und Rat in Bern griff die Regierung ein und berief Bitzius im Mai 1829 aus Herzogenbuchsee ab. «Wo ich Freude hatte an der Arbeit, da muss ich weg und auf eine Art weg, welche das Schmerzliche des Scheidens noch vermehrt ...»⁴

IV.

Bitzius war nicht mehr im Dorf, als 1836 Samuel Moser seine junge Frau, Amelie Gugelmann, vom Berg herüber ins Oberdorf nach Herzogenbuchsee brachte — aber sein Geist wirkte weiter in seinen Werken und zahlreichen Freundschaftsbanden.

In seiner «Italienischen Renaissance» lässt uns Jacob Burckhardt in ein damaliges Landhaus hineinblicken, wo ein ansehnlicher Grundbesitz als Basis des Ganzen mit seinen Produkten den Tisch des Hauses versieht und mit einem industriellen Geschäft — sei es Seiden- oder Wollweberei — sich verbindet. Alles, was zur Einrichtung gehört, soll dabei dauerhaft und kostbar sein, das tägliche Leben aber darin so einfach wie möglich. Das Wichtigste aber ist die Erziehung, die der Hausherr bei weitem nicht bloss den Kindern, sondern dem ganzen Hause gibt.

Auf einfacherer, schlicht bernisch-bäurischer Tradition fussend, mochte Samuel Friedrich Moser etwas Aehnliches vorgeschwabt haben, als er nach dem Tode von Johannes Scheidegger-Schneeberger dessen grosses Bauern-
gut, die Scheidegg, übernahm, um seine Kinder in einem tätigen Landleben zu erziehen. Er selber stand seinem Handelshause vor, benützte aber seine freie Zeit für allerlei landwirtschaftliche Versuche, die Praktikanten aus dem Ausland in sein Haus führten.

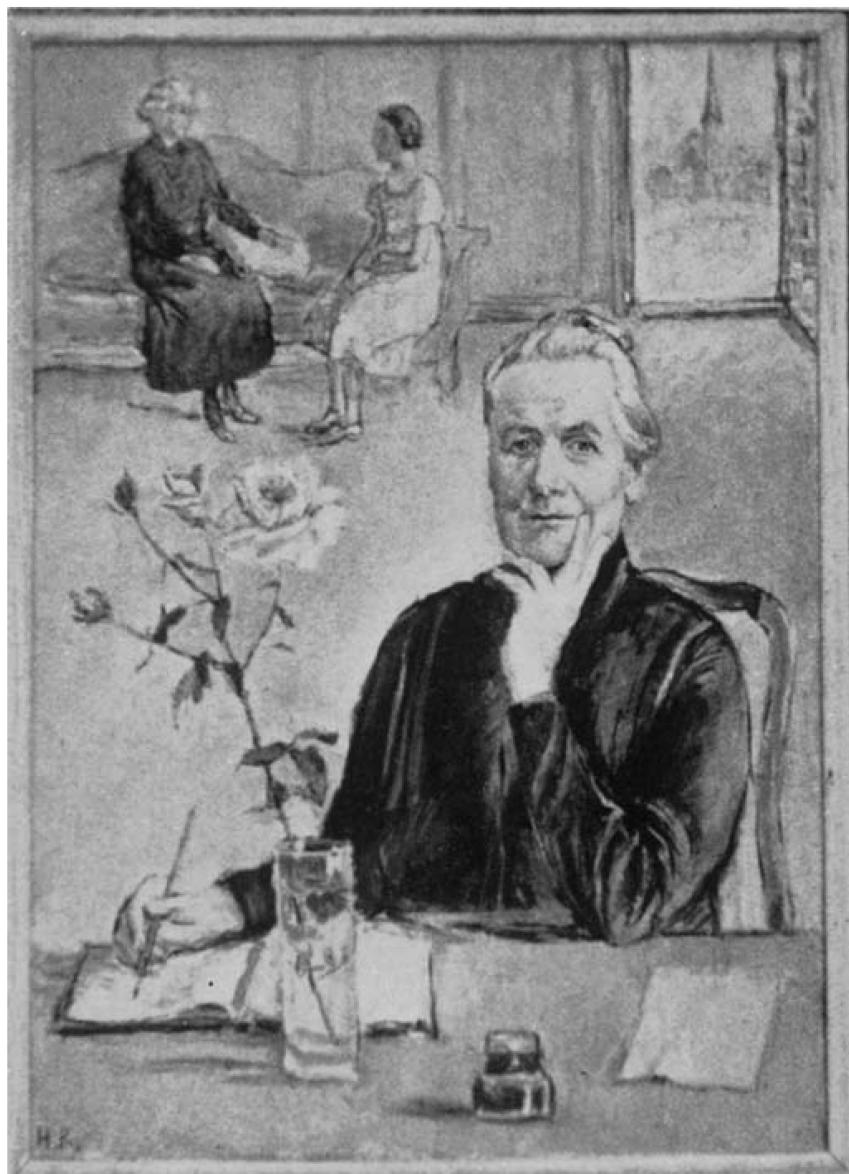
In diesem den verschiedensten Gästen⁵ offenen Haus, wo neben nüchtern-fleissiger Arbeit unter Umgehung alles städtischen Wesens das Gute, Wahre und Schöne gepflegt wurde, verlebte Amelie Moser ihre Kindheit und Jugend.

Bei Gotthelfs Tod war das grossgewachsene Mädchen bereits 16 Jahre alt. «Was macht die Bachstelze», fragt ihr Onkel, Hptm. Gugelmann, in neapolit. Diensten. Ihre Pensionsmutter in Boudry schrieb über Amelie an deren Mutter: «Sie plaudert selten und nicht viel, ist ein sehr gutes Mädchen, dienstfertig und guter Laune, ohne sehr fröhlich, noch sehr lebhaft zu sein ... Ich werde mein Möglichstes tun, um das Eis zu brechen, welches das liebe Kind nach Aussen umgibt.»

Heimgekehrt wurde Amelie Moser zur Stütze ihrer Mutter im Haushalt und liebevollen Hüterin ihrer Geschwister. Nach aussen verschlossen, konnte sie, wie sie selbst erwähnt, gegen oberflächliche und falsch eingestellte Menschen eitel und stolz sein, «aber glücklicherweise nur dann, wenn Menschen nichts Besseres von mir fordern». Dann erwachte ihr hilfreiches Herz, und aller Spott, der sonst ihren Mund umspielen konnte, verschwand.

V.

Auf diese Weise sah auch des Vaters Bruder-Sohn, der junge Albert Moser aus dem Neuhaus, ab und zu wie durch eine Türspalte in das sonst streng



Amelie Moser, 1839—1925

verschlossene Herz der schönen Base und erkannte, dass diese im Grunde liebevoller sein konnte als alle andern. Sie wurde ihm heimlich zum Ideal.

Albert Moser hatte von seiner Mutter, die einst mit ihrer schönen Stimme die Kaiserin Eugenie in Thun entzückte und zur Eröffnung einer Tagsatzung sang, das musikalische Talent geerbt. Mit 15 Jahren kam er zur weitern sprachlichen und musikalischen Ausbildung nach Vevey, wo er die Töchter Mendelsohns mit dem Vortrag der Romanzen ihres Vaters tief bewegte.

Allein die Bankgeschäfte seines Vaters riefen ihn bald nach Hause zurück und bewogen ihn, sich im Ausland die finanzielle Selbständigkeit zu erkämpfen. Das Bild seiner Base Amelie begleitete ihn in die Türkei und nach Batavia im fernen Java. In einem von Amelie Moser bis zu ihrem Tode streng gehüteten Briefwechsel erfährt man, wie die Liebe der beiden Menschen schliesslich alle Hindernisse besiegen konnte.⁶

Im August 1867 reiste Albert Moser in die Heimat, und im Februar zog das junge Paar glücklich nach Niederländisch-Indien. Dort wurde am 22. Dezember 1868 den Eltern ein gesundes Töchterchen geboren. «Mir ist fast bang vor so viel Glück», schrieb Amelie Moser an ihre Eltern. Jäh wurde dieses Glück durch die ernste Erkrankung des Gatten beschattet und am 9. März 1869 durch dessen Tod geknickt — doch nicht vernichtet. Es lebte weiter im Herzen der tapfern Frau als heilige Erinnerung und ernste Verpflichtung über den Tod hinaus. «Albert erstrebte das Beste, oft unter harten Kämpfen, und das ist mir in allem Schmerz eine grosse Beruhigung, gibt es doch ein Wiedersehen.»

VI.

Amelie Moser-Moser liquidierte das Heim in Batavia, ihr Kind kam für die grosse Heimreise in einen Korb, von der malayischen Kinderfrau Babou betreut. «Ueber mich dürfen Sie beruhigt sein, ich trage das Leben.» Und sie hat es weiter getragen, über ein halbes Jahrhundert lang im Hause ihrer Schwiegermutter, das nach deren Tod ihr Heim und Ausgangspunkt ihres reichen Wirkens wurde.

«Vornehmer und ehrfurchtsgebietender denn je, umgeben vom Zauber fremder Länder, ... war sie eine gänzlich unabhängige Frau, die im stattlichen Vaterhaus des Gatten ihr Leben frei nach eigenem Willen gestalten

könnte; so wurde es ihr möglich, den Geist des Elternhauses in die Weite zu tragen.» (Maria Waser).

Was immer an sie herantrat, sah sie in ganzer Nüchternheit — aber gleich spiegelten sich in ihrem Herzen, aus ihrer schaffenden Phantasie heraus, Möglichkeiten, wie das Gegebene, vom Zufälligen befreit, in Segen für andere verwandelt werden konnte. Das Geniale dabei war, dass sie sich keiner abgeguckten Vorbilder bediente und sich nicht einmal bewusst war, Erstlingsarbeit zu tun. «An Gott denken, bildet zum Menschen», schrieb schon das junge Mädchen der Schwester ins Album.

Dieses Verantwortungsgefühl einer göttlichen Macht gegenüber bestimmte in der Folge auch das Verhältnis von Mutter und Tochter und gab beiden die Freiheit, zu werden, wozu sie sich bestimmt fühlten.

VII.

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 brach aus. Frau Moser zündete ein kleines Bäumlein zu Hause und einen grossen Weihnachtsbaum in der Kirche für die Dorfkinder und Flüchtlinge aus dem Elsass an. Am 11. August hatte sie den Frauenverein Herzogenbuchsee gegründet, um Verbandzeug für die Verwundeten herzustellen, Charpies zu zupfen. Und dann kamen am 7. Februar 1871 als Ueberbleibsel der Bourbakiarmee 513 zerlumpte, halb verhungerte, kranke Franzosen ins Dorf.

Wir kennen alle das Bild von Albert Anker: französische Soldaten im Stroh eines warmen Stalles, Bauernleute, die Brot und Kaffee bringen und teilnehmend gütig auf die Erschöpften blicken. Niemand hat es wie Anker verstanden, das Gemütvolle, das im Bernervolk sein kann, so überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Gewiss, Gotthelf wusste um gewaltigere Höhen und erschreckendere Tiefen in unserem Volke, aber wo er das Sinnige schildert, hat ihn keiner verständnisvoller illustriert als Albert Anker.

Anker malte mit dem Herzen, wie die französischen Maler Le Nain und Chardin, aus der Liebe zum einfachen, natürlichen Leben und dessen schlichter Poesie — im Gegensatz zur Freude am Luxus der höheren Stände, wie sie etwa Fragonard und Boucher mit entzückender Sinnesfreude schildern. Wenn Bitzius überzeugt war, dass das Neue, das Volkstümliche — wenn einmal vom Rohen, Ungebildeten befreit — besser sein werde, als der ausschliesslich aristokratische Sinn, «jener Stolz, der mehr auf Standes-

bewusstsein denn auf Seelengrösse beruht», so malte Albert Anker die schlichten seelischen Möglichkeiten unseres Landvolkes.

Nach dem Abzug der Franzosen behielt Frau Moser ihre Frauen fest zusammen: sie hatte erfahren, was vereinte Kräfte vermögen.

Im Jahr 1864 hatte in Genf der greise General Dufour die Konferenz zur Gründung des Roten Kreuzes präsidiert, angeregt durch Henri Dunant (1828—1910), als Hilfe für alle Verwundeten ob Freund oder Feind. Im Krieg bewährte sich die Institution aufs Beste.

VIII.

Heimgekehrt von der Leitung eines deutschen Lazaretts, bekam Dr. med. Walter Krebs von Herzogenbuchsee in der ihm und seiner Frau freundschaftlich verbundenen, entfernt verwandten Amelie Moser-Moser bald eine unentbehrliche Hilfe. Oft begleitete sie ihn auf seinen Gängen nach entfernten Höfen, wenn es galt, schwierige Eingriffe vorzunehmen. Manchmal mögen der energischen, von Haus aus an strengste Ordnung und Reinlichkeit gewöhnten Frau die Haare zu Berge gestanden sein beim Anblick des Elends in vielen Häusern. Sie sah auch den Fluch, in den der «Herdöpfler» den Segen der Kartoffel verwandelte, oft an Knechte und Taglöhner als Lohn verabfolgt!

Da galt es, das Uebel an der Wurzel zu fassen und auszurotten. In Frau Moser reiften Pläne: 80 arme Kinder wurden bekleidet, eine Lotterie für das alte Krankenhaus veranstaltet. Sicher war Amelie Moser mit ihren neuen Ideen den Gemeindebehörden nicht immer bequem. Sie tat aber das Meiste freiwillig, aus eigenen Mitteln, schreckte vor keinem persönlichen Opfer zurück. Der Gemeinde blieb nur, dies alles stillschweigend anzunehmen.

1875 kam der junge, noch unbekannte Ferdinand Hodler von Langenthal her ins Doktorhaus nach Herzogenbuchsee, um Frau Dr. Krebs zu malen. Gleichzeitig porträtierte er auch die siebenjährige Amy Moser mit Griffel und Schreibtafel. Hodler entwarf kein liebreizendes Kinderbild, wie er auch nicht rührselige Schweizergeschichte malte, sondern das Schicksalhafte, das Heroische betonte.⁷ Er mag etwas voraus geahnt haben von dem kommen den, bei aller Schlichtheit und Selbstlosigkeit doch heroischen Lebensweg des Mädchens. Vorderhand aber genoss die kleine Amy eine sorglos heitere Jugendzeit. Ihre Mutter tat alles, um die musikalischen Anlagen des Vaters

in ihr zu wecken, und veranstaltete Musikabende, gründete einen Musikverein.

Unermüdlich ging Frau Moser daneben der Verwirklichung ihrer praktischen Ideen nach, gründete die Suppenküche, das Patronat für verwahrloste Kinder, die freiwillige Armenpflege, Schülerspeisung, Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge, Berufsberatung, Flickkurse — und dann kamen all diese Bestrebungen unter Dach, unter das grosse Dach des einstigen Gasthauses Kreuz.

IX.

Durch die Eisenbahn hatten die stolzen Landgasthöfe an der Bern—Zürichstrasse viel von ihrer Bedeutung verloren. Auch das «Kreuz» war heruntergekommen, bis es am 4. Oktober 1890 durch Amelie Moser zum ersten Gast- und Gemeindehaus der Schweiz im Kampf gegen das Trinkerelend ward.

Klangen in der Gaststube wohl Gotthelfs Worte nach von der Bedeutung des Wirtshauses als Kulturzentrum? Frau Moser nahm diesen Gedanken auf und schuf ein traliches Heim für das ganze Dorf, für Arme, Alte, Einsame und Verstossene. Dass das Haus alkoholfrei geführt würde, daran hatte Gott helf noch nicht gedacht

Aber ein anderer grosser Schweizer kam nach Herzogenbuchsee und bewunderte Amelie Mosers Erstat: Auguste Forel. «Mit Freude habe ich durch Frl. Dr. Bayer gehört, ... dass Sie ihr zugesagt haben, mit ihr an der Verbreitung der Abstinenz unter den Schweizerfrauen zu arbeiten. Die Passivität unserer Frauen in der Schweiz in dieser vitalen Frage der Moral und des Volkswohls muss ein Ende nehmen.»

Viele haben die neue Institution bewundert und Anregungen empfangen, so Susanne Orelli aus Zürich, die an Frau Moser schrieb: «Diese Begegnung gehört, wie ich Ihnen schon sagte, zu den wertvollsten Erlebnissen meines Lebens».

In Zürich wurde hierauf 1894 der kleine Marthahof als erstes alkoholfreies Restaurant begründet.

Das Kreuz war für Amelie Moser das vergrösserte Elternhaus und die Dankbarkeit dafür die Verpflichtung, das ganze Dorf und die Umgebung dieses Segens teilhaftig werden zu lassen. Hier wurden junge Mädchen in Kursen zu tüchtigen Hausmüttern ausgebildet. Hier durften junge Männer

ohne Trinkzwang ihre Freizeit in Lese- und Billardzimmer verbringen. Durchreisende sollten einen wohlfeilen, gastlichen Tisch, Kinder und alte Leute ein trautes Heim finden. Vorträge und Musikdarbietungen wurden dem ganzen Dorf zugute veranstaltet.

Doch nicht genug: Amelie Mosers Ideen gingen weiter. Mit dem ihr befreundeten Prof. Theodor Kocher suchte sie den Platz für das neue Krankenhaus, das — auf ihre Initiative zurückgehend — 1905 eröffnet werden konnte. Im Kriegsjahr 1914 kam der Anbau am Kreuz zustande. Der neuen Pfadfinderbewegung schenkte Frau Moser ihre Sympathie und gab der Gruppe ihre Burgerallmend zum Spielplatz.

X.

Bis ins hohe Alter wirkte sie souverän und gebieterisch, zugleich gütig und verständnisvoll, zu jedem Opfer freudig bereit, in ihrem Kreuz. Am 25. März 1925 hat Herzogenbuchsee seine grosse Mutter zu Grabe getragen — eine Frau, in welcher sich eine mütterliche Seele mit männlicher Tatkraft zu einer grossen Persönlichkeit verband.

XI.

In selten edler Kindertreue übernahm die Tochter, Amy Moser, der Mutter grosses Werk. Es war ihr heiligstes Anliegen, alles in deren Sinn weiterführen zu können.

Im Frühling des Saffajahres 1928 bat mich Amy Moser, ins «Kreuz» zu kommen, um für die erste Frauenausstellung in Bern einige Taten aus dem Leben ihrer Mutter in Bildern festzuhalten. Frl. Moser liess mir dabei eine herrliche Freiheit. Unwillkürlich aber kam ich in den Rhythmus des «Kreuz», in jene schaffige Atmosphäre, und malte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Um Modelle brauchte mir nicht bange zu sein. Die Schülerinnen wollten gemalt sein, auch die Lehrerinnen waren nicht abgeneigt zu sitzen, und wo ich bei einzelnen, Respekt gebietenden Gestalten schüchtern anfragte, erhielt ich gewöhnlich eine lachende Zusage.

Frau Amelie Moser freilich konnte ich leider nur nach einer Photographie malen, aber hinter sie setzte ich eine ihrer ersten Mithelferinnen, Frau Marie Schärer, eine Art Dorfengel von Wangenried. — Frau Röthlisberger-Krebs kam an einem heissen Sommertage eigens von der Dornegg herunter, um für die «Schülerspeisung» zu sitzen. Auf Frl. Amy Mosers beispiellose Genü-

samkeit und Aufopferung anspielend, meinte sie humorvoll: «Ja, Amy könnte wie Johannes der Täufer in der Wüste von Heuschrecken leben.» Fräulein Bertha Moser, Frau Amelies jüngere Schwester, eine höchst originelle, einmalige Erscheinung, sass für die «Heimpflege». Noch höre ich sie zu mir sagen: «Werdet nie der Menschen Knechte!» Es war ihre tiefste Ueberzeugung, dass der Mensch Gott, seiner innern Stimme, mehr gehorchen müsse als irgend einem Menschen, und wäre er der Allerliebste und Nächste.

Eine Jugendbekannte von ihr nannte sie bei mir schalkhaft den klassischen Bubikopf. Es war ihr, die jahrelang selbständig die grosse Landwirtschaft der Scheidegg leitete, einfach bequemer, die Haare kurz zu tragen, und so unternahm sie kurzerhand die Ersttat auf diesem Gebiet in Herzogenbuchsee! Ihr Haus an der Bernstrasse vermachte sie später der Gemeinde als Altersheim.

Eines Tages kam Pfarrer Max Gerber vom «Aufbau» in Langenthal und fand, er gehöre auch in diese Gesellschaft der Modelle. Ich hatte keinen andern Platz mehr frei als den des Cellisten im «Hauskonzert». So setzte er sich denn hin und führte erstmals im Leben den Bogen.

Frl. Dr. Birnbacher, eine Mathematikerin aus Salzburg, zog die Bernertracht an und zeigte einem Vaganten den Weg zur Naturalverpflegung. Lehrer Gilgien aus Bannwil stand als fahrender Handwerksbursche. Amy Moser selbst setzte sich an den Flügel und spielte Bach.

Eines Tages stieg ich mit Staffelei und Malkasten hinauf ins Reich der Weltumseglerin Lina Bögli (1858—1942), die im Kreuz ihre letzten friedvollen 27 Jahre zubrachte. Eine Eintragung in ihrem Tagebuch erwähnt, dass am 19. Mai 1928 ihr Zimmer in ein Maleratelier verwandelt ward.

Während ich das kluge Frauenantlitz malte, neben ihr eine Englischschülerin, suchte ich mir, anhand dessen was ich sah, über sie gehört und gelesen hatte, das Leben dieser tapferen Frau vorzustellen.

Ich musste unwillkürlich an ein Schneeglöcklein, eher eine «Flugetsche» denken, die — wie ich einst gesehen — keck ihre Knospe durch ein dürres Blatt gezwängt, ihr Köpfchen dann befreit darauf legte. Durch wie manches dürre Blatt musste Lina Bögli ihre kleine Person hindurchzwängen, bis sie die freie Persönlichkeit geworden war, wie sie da sass.

Wie es Quellen gibt, die alle möglichen heilsamen Beigaben tief aus der Erde Schoss mit sich führen — lange bevor sie erkannt und zum Wohl der Menschen gefasst werden — so begegnete man bei uns auf dem Land Fa-

milien, in denen alle möglichen Anlagen und Fähigkeiten auftauchen, lange bevor ein ordnender fester Wille sie erkennen und bewusst fördern kann.

XII.

Lina Bögli konnte nicht wie Frau Amelie auf einem von den Vätern erbten soliden Fundament ihr Leben aufbauen. Ihr Vater war Bauer auf einem Hofe in der Nähe der Oschwand. Seine drei Söhne erster Ehe hatten noch eine harte, doch glückliche Jugend gekannt. Die finanziellen Verhältnisse erlaubten einem gar den Besuch der Sekundarschule. Dann starb die Mutter. Bürgschaften untergruben den Wohlstand der Familie. Der Vater heiratete seine Haushälterin; Lina ward das einzige Kind dieser Ehe. Einsam ist sie aufgewachsen, doch in einer innern Verbundenheit und scheuen Verehrung für den begabten Vater, der z. B. ein heilsames Elixier für Mensch und Tier erfunden hatte, das er gratis abgab. Er besass eine kleine erlesene Bibliothek und kombinierte allerlei elektrische Installationen.

Lina Bögli war ein merkwürdiges Kind, das in seinen Träumen viel mit einem leuchtenden Stern zu tun hatte, der sich in ein mit Edelsteinen besetztes Schiff verwandeln und sie an die Tafel von Fürsten und Königen führen konnte — Ahnungen für die Zukunft? Ihr Vater fand sie anmassend und verbot dem Kind, davon zu reden.

XIII.

Vorerst kam die kleine «Bodenlina» in die Schule auf Oschwand, liebte ihre erste Lehrerin, wurde aber später vom Lehrer auf die hinterste Bank gesetzt, weil sie nicht rechnen konnte. Allein der Schulinspektor setzte sie, erfreut über ihre hellen Antworten, für einen Tag auf die erste Bank. Nach dem Tode der Mutter kam Lina mit 12 Jahren als Kindermädchen ins Welschland, um Französisch zu lernen; aber es waren ihr mehr Schläge als Schulstunden zugedacht.

Nach der Konfirmation blieb sie einige Zeit in Oschwand, wurde dann «Bonne» in einer Schweizerfamilie in Neapel mit 25 frs. Monatslohn. Die gütige Herrin weckte ihr Selbstvertrauen und gab ihr gute Lektüre. Nach drei Jahren, heimgekehrt, hörte sie von einer polnischen Adelsfamilie in österreichisch Polen, die ein Kindermädchen suche. Aus hundert Bewerberinnen wurde Lina Bögli ausgesucht, weil zur Zeit des polnischen Auf-

standes ein von Sezanicki Aufnahme bei einer Familie Bögli in der Schweiz gefunden hatte.

In dieser kultivierten Familie erkannte man bald die aussergewöhnlichen Anlagen der kleinen Schweizerin. «Die Sezanicki haben mich zu einem bessern Leben erweckt», pflegte Lina Bögli zu sagen, und diese wurden gewissermassen ihre geistigen Eltern. Einmal erwacht, wurde in Lina Bögli der Drang nach Wissen und Bildung immer stärker. Ratsuchend wandte sie sich an Amelie Moser: «Wäre es wohl möglich, mit 28 Jahren noch Lehrerin zu werden?»

Diese riet ihr zum Besuch der école supérieure in Neuchâtel, wo Philippe Godet lehrte. Mit 1200 frs. Erspartem sass sie zwei Jahre lang auf der Schulbank, und es reichte ihr noch zur Reise nach England, wo sie die erste Stellung in einem Ladies-College antrat. Wie eine nach langer Abwesenheit ins elterliche Haus zurückgekehrte Tochter wurde Lina Bögli in Polen von der gräflichen Familie empfangen und unterrichtete nun deren Töchter in französischer, englischer und deutscher Sprache.

Ein in den Fünfzigerjahren stehender polnischer Gutsherr begehrte sie zur Frau. Im Traum aber begegnete ihr der Vater und sagte: «Das ist der Stern der Ehre und des Reichtums, folge ihm, wenn Du Lust hast». Aber erschien dabei unzufrieden, sodass sie sich entschloss, die Werbung auszuschlagen.

Später trat ein polnischer Offizier in ihr Leben: wenn sich die beiden Liebenden heiraten wollten, so hatte er eine Kautions von 50 000 Franken zu leisten oder seine militärische Karriere aufzugeben. Er war aus Liebe zu Lina dazu bereit, aber aus Liebe wollte Lina dieses Opfer nicht annehmen und nahm wehen Herzens richtig Reissaus!

XIV.

Sie entschloss sich, Polen für zehn Jahre zu verlassen. Ihre Ersparnisse, 1400 Franken, reichten aus für eine Fahrkarte nach Sidney in Australien, dem fernen, noch so wenig bekannten Kontinent.

Als die 34jährige Lina Bögli dort ankam, lernte sie alle Demütigungen einer Arbeitslosen kennen. Endlich gelang es ihr aber doch, eine Lehrstelle zu finden: sie unterrichtete an drei Privatschulen. In den Ferien wurde sie auf die Landgüter ihrer Schülerinnen geladen und lernte so das australisch-



Lina Bögli, 1858—1941

englische Familienleben schätzen. Sie empfand als angenehm, dass man die Kleidung nie vernachlässigte und auf gute Manieren Wert legte, was ihr zur bleibenden Gewohnheit wurde.

Nach vier Jahren verliess sie Australien ungern, aber sie hatte es sich so vorgenommen und blieb ihrem Entschlisse treu. Als Touristin setzte sie ihre Reise fort, erst nach Neuseeland, dann nach Samoa, der Insel mit dem ewigen Sommer, und Honolulu, dem Paradies des Pazifiks. Dort stellte das hawaiische Unterrichtsministerium sie als Lehrerin für Deutsch und Französisch am einzigen Gymnasium der Republik an. Nie hatte Lina Bögli der Unterricht grössere Freude gemacht als bei diesen Jünglingen.

In den vier folgenden Jahren durchquerte sie die Vereinigten Staaten und reiste dann nach Polen zurück. Als sie am 12. Juli 1902, genau nach zehn Jahren, wie sie es sich vorgenommen, in Krakau aus dem Zuge stieg, stand neben der Familie Sezanicki in Zivil gekleidet auch ihr Freund. Lina Bögli aber blieb in ihrem Entschluss fest, und der Abschied war ein endgültiger. Er blieb unverheiratet und fand im ersten Weltkrieg einen ehrenhaften Tod als Kommandant einer Festung. Sie aber schrieb in der Einsamkeit des Gutes ihrer polnischen Freunde ihr Buch «Forward», das 1904 im Verlag Lippincott Company, Philadelphia-London, erschienen ist. Die deutsche Uebersetzung erschien bei Huber in Frauenfeld.

Das Buch war ein grosser Erfolg und ward in neun Sprachen übersetzt und wegen seines erzieherischen Wertes im Ausland als obligatorisch für Schulbibliotheken erklärt. Dieses Hohelied eines arbeitsamen, charakterfesten Menschen machte Lina Böglis Namen in der weiten Welt bekannt.

XV.

Ihre Schweizer Freunde hätten sie nun gerne an einer staatlichen Schule mit Pensionsberechtigung gesehen, aber dazu genügte das certificat d'études de Neuchâtel nicht. Wegen ihrer schwachen Augen verzichtete Lina Bögli auf weitere Studien und zog wieder in die weite Welt. Der Ruhm ihres Buches eilte ihr voraus und öffnete ihr alle Türen bis zu königlichen Palästen.

Mit einer amerikanischen Familie bereiste sie Europa, ward vom kaiserlichen Vertreter in Galizien eingeladen, lehrte am königlichen Paulinenstift in Friedrichshafen und erlebte dort die ersten Flugversuche Graf Zeppelins. Sie verkehrte in dessen Haus und ward auch vom König von Württemberg zu Gast geladen.

Erneut packte sie 1910 die Reiselust: die transsibirische Bahn brachte sie in die Mandschurei, nach Japan. Dort sah sie den Mikado von Angesicht zu

Angesicht und wurde zum Chrysanthemenfest der Kaiserin geladen. So erfüllten sich die merkwürdigen Träume der kleinen Bodenlina von Oschwand.

Ueber Korea reiste Lina Bögli weiter nach China, erlebte dort auf der Jahrtausende alten chinesischen Mauer den Sonnenaufgang, sah in Peking den Himmelstempel mit seinem dem Geist des Universums geweihten Altar.

Allzusehr bedrückte sie aber die grosse Armut der Bevölkerung, und sie entschloss sich, den Osten zu verlassen. In Polen schrieb sie 1913 ihr zweites Buch «Immer vorwärts», verlegt bei Huber in Frauenfeld.

XVI.

Als der erste Weltkrieg ausbrach, kehrte sie in die Heimat zurück, die für sie Herzogenbuchsee hiess, wo das Kreuz, ihr Altenteil, gewissermassen ihr Stöckli, auf sie wartete, das Haus mit der Devise: «Gemeinnutz kommt vor Eigennutz.»

Ihr dortiges, schönes, grosses Zimmer schloss sie nie ab und meinte lachend: «Es wird mir nie etwas weggetragen — nur hineingetragen.» Ihre Verwandten aus den Buchsbergen versorgten sie jahraus jahrein mit Früchten und Gebäck. Ihr Tagwerk begann meist um fünf Uhr früh, und bis ins hohe Alter arbeitete sie mit ihren Schülern bis zu sieben Stunden im Tag.

Während des zweiten Weltkrieges hatte sie mit 83 Jahren die Freude, polnische Internierte in Herzogenbuchsee in deren Muttersprache begrüssen und ihnen Englischstunden erteilen zu können.

Dem Tode schaute Lina Bögli ruhig ins Auge. Ihren Grabstein hatte sie zum voraus bestellt und den Platz für ihr Grab auf Oschwand selbst ausgewählt. Die Summe, die sie dafür der Gemeinde schenkte, wurde ihrem Wunsche gemäss zum Grundstock für den Schulreisefonds der Oschwander-Kinder.

«Sagen Sie den jungen Menschen», war ihr Anliegen, «dass ich selber nur ein einfacher, gewöhnlicher Sterblicher war, aber dass ich all meine Kräfte auf ein Ziel konzentrierte, vor allem immer und überall meine Pflicht aufs Beste zu erfüllen. Und das kann Jeder. Es ist auch das beste Mittel, sich seine Selbstachtung zu bewahren, welche von gewaltiger Bedeutung für das ganze Leben ist. Sagen Sie ihnen ferner, dass ich zeitlebens an Gottes gütige Vorsehung glaubte.»

XVII.

Fräulein Amy Moser, 1868—1958, die mir bei meinem ersten Besuch im Hause ihrer Mutter wie ein warmes Weihnachtslicht erschien, habe ich nach ihrem 80. Geburtstag gemalt. Ihr schien, wie Frau Dr. Barich schrieb, nach dem Festtag eine zweite Jugend geschenkt zu sein.

Als im Jahre 1869, nach dem Tode ihres Gatten und dem Verkauf ihres Heims in Batavia, Frau Amelie Moser müde und erschöpft vor der Heimreise stand, schrieb sie an die Verwandten Moser-Naef in Niederuzwil:

«Sollte mich hier oder auf der Reise der Tod ereilen, dann nehmt dieses schönste Pfand der Liebe; seid ihm Vater und Mutter, erzieht es in der Liebe zu Gott, prägt ihm recht tief die ernsten Pflichten des Lebens ein, die Pflichten gegen Gott und die Menschen, lasst es heiter die Freuden des Lebens geniessen, ohne Prunk und ohne viel Bedürfnisse, lehrt es früh Arbeit und Beschäftigung kennen mit Ernst und Gründlichkeit, und lasst es bei einem sichtbaren Talent die Tiefe und den Genuss der Musik kennen; der liebe Albert wünschte dies so sehr. Erzählt der lieben Kleinen, wer ihre Eltern waren, zwei Menschen, die durch viele Irrungen, durch viele Kämpfe das höchste irdische Glück vereinte, die das Beste, die Wahrheit erstrebten und mitten im Streben schieden ... zur Vereinigung dort oben. Sagt ihr das alles nur noch viel mehr, wie lieb wir die Kleine hatten und wie manch heisses Gebet zum Flehen für ihr Glück wurde».

Frau Moser durfte genesen, ihr Kind selber erziehen und auf die Wege lenken, die für sie den Sinn des Lebens bedeuteten: «Es gibt in der Welt zwei Pflichten zu erfüllen, erstens seiner Persönlichkeit den ganzen Wert zu geben, dessen sie überhaupt fähig ist, zweitens, sie in den Dienst der andern zu stellen».

XVIII.

Erfreut erkannte Frau Moser früh die musikalische Begabung des Töchterchens, dessen Klavierunterricht sie stets überwachte, sei es in Herzogenbuchsee, sei es später an der école supérieure in Neuenburg. Trefflich vorgebildet durch die Stunden bei Musikdirektor Josef Banz, 1878—1912, der Buchsis Musikleben leitete, kam Amy in das Haus des Basler Kapellmeisters Dr. Alfred Volkland, 1841—1905. Dort begegnete sie dem grossen Geiger

Joachim. Bei der Einweihung der Tonhalle in Zürich durfte sie die Bekanntschaft von Johannes Brahms machen.

Solche Begegnungen und ihre eigenen beachtenswerten pianistischen Leistungen befähigten sie, dem Dorf auf musikalischem Gebiet das Beste zu geben, was ihr eine Herzenssache war. Es lag ihr daran, die Musikwerke bedeutender Meister «aus einer edlen, grossen und gütigen Menschlichkeit heraus verstehen zu lernen und aus solcher Vertiefung des Verständnisses die Komponisten den Musikfreunden auch menschlich näher zu bringen. In diesem Bestreben wandte sie sich mit gehaltvollen Vorträgen, zuweilen mit nur kurzen Hinweisen oder auch mit Lesungen aus Künstlerbriefen bald an einen kleinen Kreis, etwa im Anschluss an die Gesangsübungen des Frauenchoirs, bald an eine zahlreiche Zuhörerschaft. Die Wahl des Meisters stand jeweilen in sinnvollem Zusammenhang mit Aufführungen». (Aus dem Nachwort von Rudolf Moser).

Nicht nur bei den grossen Oratorienaufführungen wie etwa Bachs Matthäus- oder Johannespssion, Mendelsohns «Elias», Händels «Acis und Galathaea», Haydns «Schöpfung» und «Jahreszeiten» durch Frauen- und Männerchor Herzogenbuchsee, auch an den übrigen Konzerten unter der Leitung von Max Kummer begegnete man namhaften Solisten.

Wir erinnern hier bloss an Albert Schweitzer, Joseph Szigeti, Willy Reh-tag, ans Busch Quartett, Adrian Aeschbacher, Heinrich Schlusnus, ans Röntgenquartett. Zu den Höhepunkten ihres glücklichen Erlebens gehörte die Aufführung von Verdis Requiem durch den Schweiz. Lehrergesangverein unter Ernst Kunz in Budapest.

XIX.

So wurde Amy Moser im Bereich der Musik zur Vermittlerin hoher kultureller Werte. Ihr Dorf verdankt ihr seinen musikalischen Ruf und das hohe Niveau seines Konzertlebens.

Pfarrer Wilhelm Flückiger vergleicht in seinem Nachruf Amy Mosers Einstellung zum Leben und vor allem zu ihrer Mutter mit dem lateinischen Begriff der «pietas». Die antike Welt verstand darunter die Hingabe des Herzens an das Hohe und Heilige, die Liebe, mit der sich der Reiche zum Armen neigt, ohne dass der Beschenkte in seiner Ehre verletzt wird. Auch der Totenkult, die Pflege der Entschlafenen, um ihres fortwirkenden Segens

willen, gehört zu pietas. Nicht um der Gattin willen, sondern um des Vaters willen steigt Vergils Aeneas in den Hades, denn die Kindespflicht hört mit dem Tod nicht auf. In dieser Haltung hat Amy Moser unbewusst in schöner Selbstverständlichkeit gelebt, das Werk ihrer Mutter, das «Kreuz» betreut und ihr schönes Buch über Amelie Moser-Moser, Leben und Wirken, verfasst.*

Amy Moser hätte die Möglichkeit gehabt, wie sie einst vor ihrem Vater gelegen, sich ganz der Musik als Beruf zu widmen. Aber dazu war bei ihr und ihrer Mutter kein Ehrgeiz vorhanden. Es bestand für die wohlhabende Tochter auch keine Notwendigkeit, mit einem Beruf das tägliche Brot zu verdienen.

Aber angeboren als edelste Anlage lebte in Amy Moser neben der musikalischen Begabung der echt weibliche Trieb, selbstlos die andern zum Blühen zu bringen, sich selber vergessend.

In diese heroische Liebe, diese moralische Schönheit und Freiheit eines Christenmenschen ist Amy Moser in ihren letzten Erdenjahren immer mehr hineingewachsen. Es war, wie wenn der Segen ihrer Grossmütter, die Hingabe der einen, die humorvolle Art, das frohe Lied der andern, in Amy Moser eine letzte schöne Blüte an diesem Zweig des alten Oberaargauer Stammes getrieben.

Anlässlich ihres 80. Geburtstages, ein reizendes Fest, das im «Kreuz» Ende Dezember 1948 eine grosse Zahl lieber Menschen um die verehrte Jubilarin scharte, erzählte Amy Moser unter anderem auf launige Weise, dass sie in jungen Jahren ab und zu auch lieber etwas anderes gemacht hätte, als an heissen Sommertagen droben auf dem Kirchhofe um die Kirche herum zu jäten. Frau Amelie Moser hat bekanntlich Jahre lang diese Anlagen auf eigene Kosten unterhalten, sowie sie der Gemeinde auch den Dorfbrunnen schenkte. — Voll Erinnerungen an ihr tätiges, nicht müheloses Leben schloss Amy Moser bewegt ihr Redlein: «Drum hei mir ou das Buchsi so lieb».

* Verlegt 1946 bei A. Francke, Bern

XX.

Zu diesem achzigsten Geburtstag sandte der gleichaltrige Cuno Amiet (1868—1961) eine «Landschaft der Buchsberge» mit herzlicher Widmung

an Fr. Moser. Der Meister der ungebrochenen bunten Farben begrüsste so die schlichte Frauengestalt, die jahraus jahrein im selben schwarzen Mantel segensvoll durch Herzogenbuchsee gegangen.

Fünfzig Jahre waren verstrichen, seit der junge, noch unbekannte Maler mit seiner Frau sich auf der Oschwand niedergelassen hatte. Die Landschaft, die farbenprächtige Einsamkeit, die nahe Heimat seiner Frau hatten es ihm angetan. Zwar blieb Amiet seiner katholischen Vaterstadt Solothurn verhaftet, aber er fand bald einmal den Zugang zur bernisch-bäuerlichen Welt der Buchsberge. So gaben sich denn auch enge Beziehungen zum Pfarrdorf selbst, zum Hause von Amelie und Amy Moser.

Die Wertschätzung beruhte auf der gegenseitigen Anerkennung der ganzen und ernsten Arbeit des andern. Nebeneinander schufen die Frauen Moser und Cuno Amiet ihr philantropisches und künstlerisches Werk, das ihren Tod überdauert hat.

XXI.

Hören wir denn also Cuno Amiets Gedanken über die Kunst, wie er sie uns gegenüber in jenen ersten Jahren äusserte:

«Kunst ist Wahrheit und Harmonie, Einfachheit und konzentrierter Wille. Um ein Kunstwerk zustand zu bringen, bedarf es vielen Nachdenkens und Studierens; doch beim Malen selbst soll man nicht grübeln, sondern malen und dem gefassten Entschluss treu bleiben.

Man kann nicht genug der Natur ablauschen, doch soll man sie nicht bloss schablonenhaft abzeichnen, sondern seinen eigenen Willen hineinlegen; man wird so viel phantasievollere Sachen machen, als wenn man nur aus seiner eigenen Phantasie heraus malen würde. In der Natur findet man die wunderbarsten Sachen und Ideen. Man darf nie nachsichtig gegen sich selber sein, sondern unbarmherzig und nie undezidiert. Was man mit einer Farbe herausbringen kann, ist besser, als wenn man diese Farbe in mehreren zusammengesetzten sucht. (1. April 1908).

Wenn man eine Idee, z. B. eine Obsternte, ausdrücken will, so gibt man sich der Idee ganz hin, tritt aus sich heraus, und die Farbe und Form, die der Idee entspricht, wird sich schon selbst einstellen: so wird es etwas Wahres geben.» (21. Febr. 1913).

XXII.

Ich erinnere mich an einen nebligen Herbstabend, als ich Herrn Amiet mit der Laterne nach Riedtwil entgegen ging. Als wir aus der Hohle heraustraten, wurde es lichter: er schöpfte tief Atem und sagte, wie wohl ihm sei, nach dem Ausland mit der Städte Dunst wieder hier oben zu sein.

Die Buchsberge, die heimatliche Gegend seiner lieben Frau Anneli — stammte sie doch vom nahen Hellsau, wo er noch mit Buchser gemalt —, die Nähe auch von Biberist mit Oscar Miller, der als einer der ersten sein Talent erkannt und gefördert hatte, mögen den Solothurner bewogen haben, hier 1898 seinen Wohnsitz zu nehmen und diese Landschaft mit dem Blick zum blauen Jura dem Zürichsee und Berner Oberlande vorzuziehen.

Vorerst nahm das junge Paar Wohnsitz im obern Stock des Wirtshauses Schöni gegenüber dem Schulhaus auf Oschwand. Ueber dem Kachelofen des Wohnzimmers malte Ferdinand Hodler eine Skizze seines «Rückzugs von Marignano», auf welchem man neben ihm auch den Bildhauer Rodo von Niederhäusern erkennt, der oft nach der Oschwand auf Besuch kam.

In einem alten Speicher, gegenüber Schul- und Wirtshaus, richtete sich Amiet ein Atelier ein, Wand an Wand mit dem Raum, wo die Bauern ihr Saatgut aufbewahrten. In Mitten dieser ländlichen Bevölkerung, diesen fleischen Berner Bauern, schaffte auch Cuno Amiet 63 Jahre lang Tag für Tag, und wahrlich, er war nie nachsichtig gegen sich selbst.

Wie ein Bauer das vernichtende Hagelwetter, den Blitzschlag in sein Haus erträgt, so nahm auch Amiet die «Brunst» des Münchener Glaspalastes, die fünfzig seiner besten Gemälde zerstörte, auf sich. «Wohl pöperlete mir das Herz», meinte er, als die Hiobsbotschaft ankam, dann aber schaffte er weiter.

XXIII.

Amiets erster Lehrer in seiner Vaterstadt Solothurn war der wandel lustige Frank Buchser, der sich selber an Velasquez und andern Meistern geschult hatte. Buchser gab die Realität der Erscheinungen, gesehen durch sein Temperament und sein malerisches Einfühlungsvermögen, wieder. Aller feinste, atmosphärisch entzückende Kleinbilder hat Buchser schon vor dem Impressionismus gemalt.

Die Münchener Studienzeit trug Cuno Amiet die Freundschaft Giovanni Giacomettis ein. Gemeinsam zogen die beiden nach Paris. Dort und in Pont Aven ward Amiet vom französischen Impressionismus berührt, jener herrlichen Freiluftmalerei, in welcher der französische Geist eine seiner schönsten Blüten trieb.

«Das bretonische Mädchen mit rotem Kopftuch» von Amiet 1892 gemalt, gehört zum farbig Schönsten, was ich je gesehen. In seinen Solothurner Portraits, im «kranken Knaben», der «Hoffnung» geht diese schöne Farbigkeit weiter, um dann, immer intensiver erlebt, zur Beherrscherin seiner Bilder, zum Zentralpunkt seines Schaffens zu werden. Amiet erlebte, dass man mit Farbe an sich etwas sagen kann wie mit den Tönen in der Musik.

Ueber seine Palette und seine Malweise äusserte er sich einmal bei der Eröffnung einer bernischen Weihnachtsausstellung:

«Warne Farben von kalten unterscheiden, sie sauber zu trennen, einer Farbe durch Danebensetzen einer bestimmten andern ihren Charakter geben und sie erblühen und erglühen lassen; ob sie dick aufgetragen oder dünn hingelegt, in breiten Lagen oder gestrichelt, getüpfelt vielleicht, besser ihrem Zwecke diene: diese und viele andere Kunstgriffe zu lernen und zu erkennen, das kostet Zeit und fordert Kopf, Herz und Hand zu gleichen Teilen. Glückt es mir nun, dieses alles, das ich doch so ganz besitze, zu vergessen, und gebe ich mich, gelöst von mir und meinem Wissen und Können, ganz der Natur und der Leinwand hin, dann mag ein gutes Bild entstehen. Nicht Impression, nicht Expression, nicht Abstraktion, noch wie sie alle heissen, die Worte, die uns verwirren, sind massgebend für ein gutes Bild: Kopf, Herz und Hand allein. Und wenn eines von diesen dreien doch die Vormacht haben sollte, so würde ich mich für das Herz entscheiden.»

Einmal sagte Amiet lachend zu mir, er begreife nicht recht, wie ein Protestant eigentlich malen könne. Dachte er wohl dabei an die schöne Madonna im Rosenhag, im Kunstmuseum zu Solothurn, die zur Zeit des Bildersturmes, wahrscheinlich von Bernern ins Wasser geworfen, von den Wellen der Aare sorglich getragen — wie weiland die heilige Verena — nach Solothurn kam und dort liebevoll herausgefischt wurde?

Gerne hätte ich Herrn Amiet gesagt, dass er selber wie der Protestant Rembrandt nicht von Dogmen, sondern vom Erleben her die für ihn wahrhaftige Form suche. Vielleicht hätte er mir darauf geantwortet, dass die Wahrheit als erhabene Grösse über allen Dogmen stehe — wie die Sonne über der Erde — und dass die Dogmen Teile von ihr auffangen und konser-



Amy Moser, 1868—1958

vieren; und dass, wo immer ein Mensch — und wäre es der allereinfachste — selbständig ein Teilchen Wahrheit erlebt, einen Strahl von ihr aufgefangen, er sich daran zu halten habe.

Auf Amiets letztem Weihnachtsblatt von 1960 kniet sein Symbol der Wahrheit, und darunter hat er geschrieben: «Dieses Wesen klar und wahr ist von jedem Zweifel bar.» Das ist die Wahrheit, wie sie ihm als Harmonie, Einfachheit und konzentrierter Wille begegnet ist.

XXIV.

Im Vorraum zum grossen Atelier, in das Amiet die Scheune eines Bauernhauses umwandelte, hängt ein graues Pferd, von Buchser gemalt, das bei aller Realität das besondere Wesen des Pferdes, das Edle, Nervige ausdrückt. Mit derselben Hingabe hat Buchser eine alte Engländerin gemalt und zeigte so das feine Empfinden für das, was hinter der Realität liegt.

In jenem Vorraum hängt auch ein selten schön beseelter Frauenkopf von Anker neben einigen französischen Meistern.

Das ist die Welt, von welcher der junge Amiet ausgegangen und deren Kultur ihm nie verloren gegangen ist, die Welt, die seinen Willen geformt, seine Symbole geläutert, seine saubere Technik und gewissenhafte Arbeitsweise bestimmt hat.

Auf diesem soliden Hintergrund gab er sich unbekümmert seinen farbigen Erlebnissen hin, wie er sich auch immer ungezwungen in jeder Gesellschaft bewegte. Seine meisterhaft geübte Hand zauberte auf die Leinwand, was ihm im Zwiegespräch mit der Natur in den Sinn kam. So sind seine herzhaften, sonnigen Bilder entstanden als Ausdruck eines glücklichen Menschen, der mit gutem Mut gearbeitet hat, solange es Tag war.

Anmerkungen

¹ Ihr Vater war der Ratsherr Felix Moser-Schmid der Ältere, 1767—1832, von Herzenbuchsee, dessen sechs Kinder alle früh an Tuberkulose starben:

Anna Barbara, geb. 1797, als Frau Miescher in Walkringen

Susanna, geb. 1802, als Frau Dr. med. Emanuel Gugelmann in Wiedlisbach

Johann Ludwig, geb. 1810, gest. 1835, verheiratet in erster Ehe mit Christine Moser, in zweiter mit Nanette Geiser von Langenthal, die als Witwe, mit der kleinen Luise Moser aus der ersten Ehe ihres Gatten, als Frau Pfarrer Walther nach Wangen kam.

Nanette, geb. 1812, gest. 1846, war die Gattin des Jacob Roth von Wangen.

- ² «Zuversichtlich glaubten wir, es könne nichts Schlimmes vorkommen, wenn Mutter da sei», schrieb später eine ihrer Töchter.
- ³ Aehnlich wie zur selben Zeit *Rodolphe Toepffer* in Genf seine «joyeuse bande» auf mit den «voyages en zig-zag» über den Grossen St. Bernhard und «autour du Montblanc» führte und sie die Poesie der Fröhlichkeit, des Mutes und der Ermüdung geniessen liess, die solche Fusswanderungen mit sich bringen.
- ⁴ Bitzius war, wie sein erster Biograph und Zeitgenosse Carl Manuel betont, ein Demokrat, der sein Volk zur Religiosität, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit als unerlässlichen Bedingungen für die Dauer demokratischer Ordnung erziehen wollte. Er hatte keine Vorliebe für irgend einen Stand.

Die Familie ist ein älteres Geschlecht, das schon zur Reformationszeit das Berner Burgerrecht hatte. 1577 wird ein Bitzius — der Name kommt ursprünglich vom Taufnamen Sulpicius — als Landvogt von Aarwangen, 1627 einer als Landvogt von Brandis unweit Lützelflüh und 1647 als Landvogt von Wangen erwähnt. Des letzten Sohn begründete die Linie, die seit 1669 wohl zu den altburgerlichen, aber nicht mehr regimentsfähigen Familien zählte.

Albert Bitzius' Urgrossvater und Vater waren bereits Pfarrherren. Er selbst stand der eigentlichen Politik fern, dachte aber echt national, schweizerisch und fühlte sich als Hüter der Freiheit. Aus seinem vielfachen und unbefangenen Verkehr mit einflussreichen Landleuten und Bürgern kleiner Städte (seine Mutter war eine gebürtige Kohler aus dem Landstädtchen Büren a. A.) hatte er ersehen, dass man wohl mit Regierung und Verwaltung zufrieden war, aber dem patrizischen Geist der Ausschliesslichkeit grollte. Er glaubte deshalb, dass diese Verfassung einer oppositionellen Bewegung — durch äussere Konstellation herbeigeführt — nicht werde Stand halten können.

Als 1831 der von Bitzius gehaute und gewünschte liberale Umschwung kam, mahnte er, dass das historisch Begründete mit dem berechtigten Neuen richtig vereint und nicht alles «vermischlet» werde. Er sah die Fehler jener, die starr am Alten festhalten wollten, mehr aus Standesstolz als aus Seelengrösse, und andererseits die Demagogie allzu radikaler Neuerer. Dem hielt er das Postulat echt sozialer Freundschaft und Verständigung gegenüber und wurde so von rechts und links angegriffen. Seine Konzeption erwies sich erst später als segensreiche Mässigung und wirkte gerade in Herzogenbuchsee durchs ganze Jahrhundert nach.

- ⁵ Nach einer Badekur in Grenchen hatten sich freundschaftliche Beziehungen zum Schriftsteller Ruffini ergeben, später italienischer Gesandter in Paris, Freund Mazzinis und seiner 16 Jahre alten Freundin Mrs. Turner.
- ⁶ In jener Zeit erlebte Herzogenbuchsee eine das Dorf erschütternde Tragödie.

Luise Scheidegger, eine junge Waise von seltener Lieblichkeit, war auf Besuch in Zürich durch des Dichters Freund Wegmann Gottfried Keller begegnet und wurde dessen Braut. Eine allzu kluge Frau im Dorf erachtete es, wie Maria Waser schreibt, als ihre Pflicht, das junge Mädchen darauf aufmerksam zu machen, dass der Dichter zusehr dem Weine zugetan sei. Vielleicht tat sie es in der Hoffnung, Luise Scheideg-

ger werde günstig auf Gottfried Keller einwirken, oder aus der Einsicht, es wäre besser, die Verbindung zu lösen. Wer weiss es.

Dem jungen Mädchen verzerrte sich durch solche Berichte das Bild des Bräutigams, von dessen Liebe es gelebt und dessen Achtung sein Halt gewesen. Es verlor sein Selbstvertrauen, allen Glauben. Verstört bat es die Freundinnen in der Scheidegg, mit ihm im Burgäschisee baden zu gehen. Wegen des regnerischen Tages und der vorgerückten Stunde lehnten diese den Vorschlag ab. Am andern Morgen fand man Luise Scheidegger tot in einem Gartenteich. Gottfried Keller hat seinem Schmerz über den Verlust der «lieben Aeuglein treu und klar, gebrochen in des Lenzes reinster Blüte» in einem stillen Gedicht Ausdruck gegeben.

- ⁷ Amy Mosers Bild erinnert mich an die Kindergestalt auf einem Gemälde Georges de la Tours im Louvre, wo das Kind mit ähnlicher realistischer Liebe, verbunden mit tiefem innerem Verständnis gemalt ist, wo in der äussern Natur mit seherischem Blick die höhere Natur, die Bestimmung erfasst und gestaltet ist.
- ⁸ Die Worte Baden-Powells, des Begründes der Pfadfinderbewegung, könnten der Gesinnung nach von Amelie Moser selber stammen: «Diejenige Nation kommt oben auf, deren Bürger am meisten Charakter haben. Sie verdient ihre Vorzüge nur dann, wenn ihr Charakter ein guter ist: der Charakter einer Nation besteht nicht nur in demjenigen einiger ihrer Führer, sondern in dem der Mehrheit des Volkes. Charakter ist hauptsächlich Sache der Umgebung und später der Erfahrung. Zweifellos gibt eine Mutter durch ihren Einfluss den ersten Anstoss zur Charakterbildung. Eine Mutter kann aber nur das geben, was sie selber besitzt. Daher ist es von grösster Wichtigkeit, dass die Mütter eines Landes hochwertige Charaktere haben, die auf ihre Kinder übertragen werden können.»